

Maurice de Martin - Der kurze Augenblick des perfekten Lichts

Auszug aus dem Buch „Die Vermessung des Anderswo“

Ich durfte Ende der 2000er-Jahre insgesamt dreimal für zusammen knapp sechs Monate nach Südkorea reisen, um in Seoul und Pusan traditionelle koreanische „Samulnori“-Percussion zu erforschen, und um mir dabei die Spielgrundlagen anzueignen. Ich war damals betreffend postmoderner Soziologie noch äußerst naiv unterwegs und hatte dem entsprechend auch keine Angst, dass ich mit meinem Vorhaben einen hoch problematischen Akt der „kulturellen Aneignung“ begehen könnte. Deshalb bin ich ganz tief in die Materie eingetaucht und habe so von dieser großartigen und zugleich eher unbekannten und unerforschten Musik möglichst viel gehoben und mitgenommen, wie ich nur konnte!

Bei meinem letzten Aufenthalt brachte mich meine Lehrerin auf eine kleine Insel im Gelben Meer, nicht weit von der nordkoreanischen Grenze entfernt. Wenn ich dort bei Ebbe im Watt herumwatete, konnte ich in Sichtweite einen nordkoreanischen Grenzposten sehen, auf dessen Turm ein Soldat mit einem Maschinengewehr postiert war.

Auf der Insel befand sich ein buddhistisches Kloster mit Trommelmönchen. Dort hatte sie mich abgesetzt, mich meinem Schicksal überlassen und nach ein paar Tagen wieder abgeholt. Sie sagte nur: „They will treat you well and show you everything!“. Die Mönche sprachen ausschließlich Koreanisch, ich hingegen fast gar keines davon. Trotz der Sprachbarriere banden sie mich sofort in ihre Gemeinschaft ein, hielten mich gut beschäftigt, nahmen mich überallhin mit und zeigten mir sämtliche Trommelrituale. Zeitweise durfte ich sogar einige kleinere Aufgaben übernehmen, während der junge Mönch, der normalerweise dafür zuständig war, an seinem Handy herumdaddelte.

Ich durfte alles filmen und alles aufnehmen. Zum Abschied drückte mir der Obermönch ein kleines Büchlein mit dem Titel „Korrektes Samulnori-Spiel für Ausländer“ in die Hand, in dem die wichtigsten Grooves festgehalten waren – damit ich auch zu Hause „korrekt“ trommeln könne, wie er meinte. Traditionelle koreanische Perkussionisten legen großen Wert auf Korrektheit.

Zurück in Seoul hatte ich eine Einladung ins DAAD-Verbindungsbüro. Die Mitarbeiterin empfahl mir, in der „Seoul Media City“ beim „KGIT“ (Korean German Institute of Technology) vorbeizuschauen – einer neu gegründeten Privatuniversität. Dort suche man gerade einen Deutschen, der Professor werden wolle. Sie telefonierte kurz und stellte dann fest: „Der Direktor erwartet dich sofort in seinem Büro im 35. Stock. Viel Glück!“

Der Institutsdirektor saß in einem Büro hoch über der Stadt. Der etwa 120 Quadratmeter große, vollverglaste Raum war so ausgestattet, wie ich mir Donalds Büro im Trump Tower vorstelle. Beim Reinkommen hatte ich den schönen gelben Teppichboden mit meinen schneevermatschten Stiefeln verunreinigt. Das war mir äußerst peinlich, und ich dachte: „Das fängt ja gut an – da kann ich eigentlich gleich wieder abdrehen.“

Der akademische Capo grinste, bat mich, auf einem riesigen hellbraunen Ledersessel mit Massagefunktion Platz zu nehmen, und forderte mich auf, über mich und meine Arbeit zu erzählen. Er unterbrach mich jedoch schnell, um von seiner großartigen Zeit in München zu berichten – Oktoberfest und so – und davon, wie sehr es ihn freue, dass auch ich aus München käme. Dann kam er zum Punkt:

„You are a REAL artist. I can feel that! I would like to offer you a tenure-track professor position at our new university. Please contact my secretary tomorrow. She will take care of all the formalities and put you in touch with the staff. I hope you can start on the first of next month. Let us know by tomorrow. But please don't expect us to buy tons of new technical equipment for you!“

Dann erklärte er mir noch, was ich verdienen würde, und dass mir eine Wohnung unweit der Arbeitsstelle samt Fahrer gestellt werden sollte. Er war dabei so direkt, wie ich es in den Jahren zuvor noch nie von einem Koreaner erlebt hatte – aber er war eben auch ein mächtiger, alter Macho-Mann.

Ich verließ das Gebäude, war vollkommen baff und fuhr zurück zu meinem Zimmer in einem der vielen „Love-Hotels“ in Anguk-dong. Ich schickte ein Foto meines potenziellen zukünftigen Arbeitsplatzes an meinen Professor in Bern. Er schrieb zurück: „Ein TRAUM! Sag zu! Deinen Masterabschluss brauchst du nicht – nicht hier, und dort erst recht nicht!“

Meine Abreise war für den nächsten Tag geplant. Ich konnte nicht schlafen, weil ich ununterbrochen darüber nachdenken musste, ob ich das Angebot annehmen sollte oder nicht. Ich war gerade in der Schweiz kurz vor dem Abschluss meines Masterstudiums, und meine Freundin wartete dort auf mich.

Am nächsten Morgen entschied ich mich bei meiner notorischen Frühstücks-Fischsuppe im Schnellrestaurant nebenan dafür, „Vernunft“ walten zu lassen und meinen Rückflug anzutreten.

Ich rief die Sekretärin an und teilte ihr mit, dass ich mich entschieden hatte, zunächst meinen Master fertigzustellen. Falls man mich in sechs Monaten noch haben wolle, würde ich gern noch einmal vorbeikommen.

Danach fuhr ich zum Flughafen, wo sich herausstellte, dass ich meinen Rückflug verpasst hatte. Ich hatte die Ankunftszeit in Frankfurt/Main mit der Abflugzeit in Seoul verwechselt. Also musste ich mir einen neuen Rückflug kaufen – was mich 800 Euro kostete.

Ich musste also auf den nächsten Flug am darauffolgenden Vormittag warten und noch eine weitere Nacht in Seoul bleiben. Im Bus zurück in die Stadt lernte ich eine pummelige Deutsche in meinem Alter kennen, die mich unbedingt zum Abendessen in ihr Haus einladen wollte, damit ich ihren Mann kennenlernen könne, der ebenfalls Künstler, genauer gesagt Filmemacher, sei. Sie war seit etwa zehn Jahren mit einem älteren Koreaner verheiratet und wohnte mit ihm in einem kleinen Haus am Stadtrand, jenseits des großen Flusses.

Er hatte seit Längerem keinen Auftrag mehr gehabt und saß deshalb trinkend und vereinsamt im Haus. Sie dachte, es wäre doch gut, wenn er sich wieder einmal mit einem Kollegen unterhalten könne. Leider war das eine krasse Fehlannahme: Zunächst wollte er kein Wort mit mir wechseln, dann attackierte er mich verbal so lange, bis ich freiwillig ging.

Als ich an einer einsamen Haltestelle frierend im Nirgendwo stand und auf den Bus zurück in die Stadt wartete, dachte ich bei mir: „To live and die in Seoul.“

Zum Abschied wollte ich mich noch einmal mit meinem Assistenten treffen, der eigentlich Kyom hieß, mich jedoch dezidiert anwies, ihn ausschließlich bei seinem christlichen Taufnamen „Cecil“ zu nennen. Cecil war der Dirigent eines Mädchenchors in einer christlich-südkoreanischen Kirche. Er erzählte mir, dass man in Südkorea stolz darauf sei, die größte christliche Community in Asien zu beherbergen.

Während meiner Aufenthalte in Seoul hatte er mich praktisch auf Schritt und Tritt begleitet und sich außerordentlich für mich engagiert – vor allem, wenn es darum ging, die allgegenwärtige Sprachbarriere zu überwinden. Anfang der 2010er Jahre gab es noch nicht viele Ausländer in der Stadt. Es gab Tage, an denen ich durch diese endlose Metropole lief und vielleicht ein oder zwei Amerikanern oder Europäern begegnete. Man grüßte sich dann auf der Straße oder in den langen, meist überfüllten U-Bahn-Tunneln verschmitzt und kameradschaftlich.

Die meisten Koreaner, die von sich sagten, sie sprächen Englisch, verwendeten etwas, das sie selbst „Konglish“ nannten: einen stark koreanisierten Slang, der für mich kaum besser zu entschlüsseln war als das Koreanische selbst. Cecil kannte diese Hürde nur zu gut – er selbst sprach sehr gut verständliches Englisch – und hatte sich deshalb bei meinen Unternehmungen immer besonders engagiert gezeigt. Ohne ihn hätte ich meine Arbeit, einen Video-Essay über koreanische Trommelkunst, nicht realisieren können.

Cecil hatte einige Eigenarten, die mich anfangs irritierten und mich auf Dauer fast in den Wahnsinn trieben. Beim Betreten eines Restaurants bestellte er als Erstes immer eine kleine

Schale mit grünen Chilischoten, die er auf nüchternen Magen aß. Das Resultat waren Schweißperlen auf der Stirn, schmerzverzogene Gesichtszüge und ein von Magenkrämpfen gekrümmter Oberkörper. Erst wenn sich die Krämpfe gelegt hatten, bestellte und aß er ganz normal. Einmal fragte ich ihn nach diesem Ritual. Er erklärte, die Chili helfe seinem Magen, sich auf das kommende Essen einzustellen und die Verdauung anzuregen. Später erfuhr ich, dass die Magenkrebsrate unter koreanischen Männern weltweit zu den höchsten gehört.

Cecil war, wie ich es nennen würde, ein *devoter Charakter*. Er begegnete mir mit einem fast übergroßen Respekt, der bisweilen etwas Fetischhaftes annahm. Auf der Straße ging er stets drei Schritte hinter mir. Wenn ich ihn bat, neben mir zu gehen, damit wir uns besser unterhalten könnten, hielt das vielleicht fünfzig Meter – dann fiel er unmerklich wieder zurück.

Ich wusste um die in vielen Teilen Asiens tief verankerte Kultur der Achtung gegenüber Älteren und Fremden. Doch bei ihm nahm sie eine Form an, die für jemanden wie mich, sozialisiert in einer emanzipatorisch-spätmodernen Selbstverwirklichungsgesellschaft, geradezu befremdlich war. Erst viel später, als ich Vater wurde, begann ich langsam zu begreifen, dass auch darin eine besondere Spielart von Selbstverwirklichung liegen kann: in dem entschiedenen, hingebungsvollen Bemühen, etwas – oder jemanden – möglichst gut zu dienen, etwas, das nicht in einem selbst gründet, sondern jenseits der eigenen Person verortet ist.

Bei fast jeder Gelegenheit nannte er mich laut und mit leichtem Salutieren „Boss“: „Yes Boss, of course Boss, no worries, Boss!“ Wenn er jedoch einmal etwas nicht organisieren konnte oder eine meiner Ideen für unrealisierbar hielt, brachte er es nicht fertig, „No, Boss“ zu sagen – was mitunter zu erheblichen Problemen in der Projektplanung führte. Trotz wochenlanger Bitten, dieses „Boss“ endlich zu unterlassen – wir seien doch Freunde – konnte er nicht davon lassen. Einmal war ich so genervt, dass ich ihm einen letzten Befehl gab: „From now on, I order you not to call me ‘Boss’ anymore!“

Seine Antwort:

„Please, Boss! Let me call you Boss, Boss!“

Ich gab auf.

Nach unserem letzten Restaurantbesuch – nach meinem verpassten Flug – gingen wir bei starkem Regen durch ein Altstadtviertel in Downtown Seoul. In einer engen Gasse schoben wir uns dicht an der Hauswand entlang. Cecil hielt seinen Regenschirm über mich. Plötzlich fuhr eine lange, schwarze Stretchlimousine an uns vorbei und hupte, weil Cecil, den Schirm über mir haltend, auf der Straße lief.

Ich sagte zu ihm:

„Hey man, stop that umbrella stuff now! They will run you over because of that!“

Er antwortete:

„Boss, my biggest dream: one day I am a rich man. Then I buy such a car and an elegant uniform. I will sit in front, behind the steering wheel, and you sit in the back and you say only two words: ‘Stop and Go.’“

Mit Cecil habe ich noch lange nach meiner Rückkehr Kontakt, er hatte immer gefragt, wann ich wieder zurückkomme und er mir wieder helfen darf. Vom KGIT hingegen hatte ich auch nach meinem Studienabschluss und trotz mehrerer Nachfragen meinerseits, nie wieder etwas gehört.

Ein paar Jahre später las ich rein zufällig im „HANDELSBLATT“, dass der Laden kurz nach seiner Eröffnung wegen eines massiven Betrugsfalls auf Leitungsebene wieder geschlossen worden war. Es handelte sich offenbar um eine Art Schatteninstitution zur Abschöpfung von Steuermitteln, die ihren Betrieb nie wirklich aufgenommen hatte.

Wenn ich diese Geschichte – so wie es „Sun Kil Moon“ (aka Mark Kozelek) mit seinen Reiseerlebnissen gerne macht – zu einem ellenlangen Songtext verarbeiten würde, hieße der Song wahrscheinlich „The Light Is Only Perfect for a Very Short Time“. Aber diesen Titel hat leider Robin Holcomb schon vergeben.

Maurice de Martin © 2026